

## Eine kleine Erzählung über den Blick

Die Zeit ist eine Funktion des Raumes: den Raum nicht ansehen wie ein Foto, sondern durchschreiten, im Raum sein; die Schwingungen aufnehmen, die Energie; die wechselnden Intensitäten ergeben eine Ahnung von Zeit, ein Äquivalent; es ist das Dazwischen.

Die vermeintlichen Tatsachen sind die trügerischen Schatten unserer Geschichte.

Die Raumkoordinaten im Sinne der Fluchtpunktperspektive ergeben einen Ausschnitt, so, als befände sich die Welt außerhalb von uns; wir aber befinden uns in der Welt, sind Teil von ihr; wir befinden uns im Raum, er ist vor und hinter uns, er ist nichts Abstraktes, nichts Mathematisches. (Natürlich kann ich die drei den Raum konstituierenden Dimensionen messen und die Ausdehnung berechnen, aber das ist nur ein Modell einer bestimmten Vorstellung, die bestimmten Zwecken dient. Es ist, als würde man ein Ziel festlegen und sich nachher für die Verifizierung des Ziels das Instrumentarium schaffen.)

Wenn ein Stein ins Wasser fällt (der japanische Dichter spricht von einem Frosch), dann kann ich das Sehergebnis mit unterschiedlichen Methoden „beschreiben“, um es „festzuhalten“: ich kann den hierfür gültigen Begriff Welle nennen –aber Magritte hat in seinen Abhandlungen zum Benennungsverfahren längst erklärt, dass Signifikant und Signifikat nicht korrelieren. Ich kann unterschiedliche physikalische Modelle heranziehen und diese mit Zahlen belegen; ich kann mit kurzer oder langer Belichtungszeit fotografieren, würde damit aber nur sagen, was ich jeweils glaube gesehen zu haben, was ich wieder erkennen will; - der Subjektbezug ist irrelevant.

Die Poesie des Haikus aber löst in uns etwas aus. Die Malerei will das Gleiche, kehrt den Sehprozess quasi um, wird reflexiv. Der Steinwurf ist in seinem wahrnehmbaren Ergebnis letztendlich nicht distinkt, ich kann ihn wahrnehmen, aber nicht be-greifen, er ist offen, „unfertig“, fließend, verdünnt; er ist ein-deutlich, luzide, be-stimmt (nicht denotiert!). Bezogen auf den Betrachter könnte man von einem Gestimmt-Sein sprechen. Das hätte dann wiederum mit Spannung und visueller Energie zu tun. Gestimmt-Sein hat nichts mit Stimmung zu tun; Gefühle sind ähnliche Festschreibungen wie Begriffe. Es ist nicht Aufgabe der Malerei, Bedeutungen zu (re-)präsentieren.

Das Sehen ist in seiner Struktur linear, konvergent und auf einen Begriff gerichtet, es will wiedererkennen und instrumentalisiert das Auge auf Denotationen. Der Blick ist ein Sehen in Bewegung, eine Wahrnehmung, die reflexiv ist, er will kein punktuell Sehergebnis, sondern einen Konnex zirkulärer Linien; Bewegungen, die (unkontrolliert) anschwellen, sich vermindern, sich kreuzen oder auflösen. Der Blick ist panoramisch, er umkreist Archipele kleiner Erzählungen.

Der Sinn – das mit den Sinnen Wahrnehmbare – entsteht im Nicht-Gesagten, im Intervall der Blickwinkelverschiebungen, des Standortwechsels und der sich ändernden Distanzen. Diese Differenz, die den Sinn verändert, möchte ich nicht ausschließend (als Unterschied) verstanden wissen, sondern einschließend, als ästhetisches (und das heißt auf Wahrnehmung bezogenes) Scharnier, als Contrapictum.

Es ist das Problem der Wahrnehmung und des Bewusstseins, den Gegenstand aus einem Gegenüber-Stehen und damit aus der Greifbarkeit, Begreifbarkeit, Zweckgebundenheit und den Metaebenen (und seien es die des Gefühls) zu befreien: Derepräsentation, das Entfernen sämtlicher Kulturleistungen will die Möglichkeit aller Bedeutungen schaffen, ohne distinkt zu werden.

Meine Bilder handeln von der Wahrnehmung und vom Gegenstand; sie sind aber im eigentlichen Sinne nicht gegenständlich, auch nicht abstrakt.

Es geht nicht darum, dem Gegenstand neue, andere, „eigentliche“ Bedeutungen hinzuzufügen, wie es die klassische Moderne versucht hat und die Massenmedien bis zum weißen Rauschen suggerieren. Dies würde den Gegenstand handhabbar, verfügbar machen, letztendlich aber nur Aussagen über uns selbst zulassen. Der Gegenstand jedoch existiert auch ohne uns.

Bei bestimmten Stellen im Bild (z.B. den Montagerändern), die indifferent und unentschieden wirken, handelt es sich nicht um Formauflösung oder einen Weg in die Abstraktion (dies wäre das Gegenteil des Gegenstandes); es ist eine Verdünnung, Herabminderung, eine Art Ausatmen, bis jenseits des Substanziellen nur noch Energiefelder an die Existenz, die Struktur des Gegenstandes „erinnern“. Dieses Pulsieren zwischen Verdichtung und Verdünnung, zwischen Konkretion und leerem Intervall versuche ich durch ästhetische Korrelationen zu erreichen: kleine „Erzählungen“ (der Form, Farbe, Struktur, Linie; der Distanz und gleichzeitigen Nähe, der unterschiedlichen Perspektiven und Blickwinkel; des Raumes), die an einer Stelle beginnen und sich anderswo in einem anderen Zusammenhang fortsetzen.

Der Blick aus der Distanz: mehrfache Horizontlinien, ein partieller Sog in die Raumentiefe und flächige Pläne, die ein Umklappen bewirken.

Der Blick in die Nähe: Abkürzungen, Spuren-Sicherung, Figur-Grund-Schwebungen, konvex-konkave Schwünge, deren positive bzw. negative Energie räumliche Nähe bzw. Ferne unmittelbar in der Anschauung erzeugen.

Ich gehe häufig von Fotokopien von Fotos aus, die ich in mehreren Etappen überzeichne. Diese zunächst gegenstandsbezogene, konstatierende, den Gegenstand im Sinne einer Replik bezeichnende Linie soll durch Wiederholungen den Gegenstand von den Bezeichnungen und Bedeutungen befreien, bis sie ist in dem Sinne, dass sie ist, ohne dass ein Was Eingrenzungen schaffen könnte. Dabei muss ich auf traditionelle, den Gegenstand interpretierende Gestaltung und auf eine persönliche Handschrift verzichten: die Linie muss gezogen sein. Ich will, dass der Gegenstand seine ursprüngliche Bedeutung verliert. Die gezogene Linie will ein Zweifaches: sie denotiert einerseits sich selbst bzw. vorausgegangene Linien, andererseits einen Gegenstand, der gleichzeitig nicht ist.

Nahes und Fernes in meinen Bildern kennzeichnen nicht einen einheitlichen Raum innerhalb der Kadrierung, denn das hieße, von einem fixen Standort auszugehen, bei dem das Auge die Spitze der Sehpyramide bildet, und es hieße, dass das Gesehene in ein Bildfenster projiziert wird. Für mich ist die Leinwand mit ihren zufälligen horizontalen und vertikalen Begrenzungen ein Energiefeld, in dem sich Spannungen von links nach rechts, oben und unten entwickeln, Korrelationen schaffen zwischen Nähe und Ferne, konkreter Materialisierung bzw. Aktualität des Sichtbaren und seiner Verdünnung (einer - noch - nicht Entschiedenheit). Ich will, dass der (uns umgebende) Raum disponibel bleibt, dass der Blick wechselnde Intensitäten in der Bildebene schafft, parallele „Existenzen“, dass der Betrachter im Bild ist und nicht als betrachtendes Subjekt davor.